

## Stadt - Mensch - Tier

Autor(en): Peter Studer  
Quelle: Basler Stadtbuch  
Jahr: 1977

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/95ded149-6555-4a19-bd13-6a2b18e163c1>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Gedanken zum Verhältnis zwischen Mensch und Tier in der künstlichen Umwelt Stadt

---

Noch vor wenigen Jahren war die Gleichgültigkeit von Bürgern und Politikern den Umwelt- und Tierschutzproblemen gegenüber bedrückend. Heute scheint diese Verständnislosigkeit einer wachen Aufmerksamkeit gewichen zu sein. Der Präsident des Basler Naturschutzvereins Prof. Dr. R. Schenkel stellt in seiner «Besinnung über Standort und Ziele» der Tierschutzbestrebungen Verständnis und Sympathie der Bevölkerung fest. Diese Sympathie zeigt sich z.B., wenn in einigen Lebensmittelgeschäften Hühnereier verkauft werden, die zwar etwas mehr kosten, aber offenbar von den Kunden trotzdem gekauft werden, weil sie von Hühnern aus Bodenhaltung stammen. In der Annahme, dass Bodenhaltung in jedem Fall eine tiergerechte Eierproduktion darstelle, erhalten so problembewusste Kunden Gelegenheit, durch ein finanzielles Opfer ihre Haltung zu beweisen. Dieser Versuch zeigt, dass auch die Eierverkäufer mit einem tierschutzbewussteren Publikum rechnen.

Aber auch die allgemeine Umweltsensibilität hat zugenommen. Viele Beeinträchtigungen, besonders der städtischen Umwelt, rufen stärkeren und nachhaltigeren Protest hervor. Die Aussage eines Stadtgärtners mag dies punktuell verdeutlichen: Es muss erst ein Unfall passieren, bevor uns das Publikum erlaubt, einen morschen Baum zu fällen, meint er erklärend, als er an einer sterbenden Ulme lediglich die beiden am meisten vom Absturz bedrohten Äste absägt. Private weichen, aus Angst vor der öffentlichen Reaktion, auf handstreichartige Aktionen im Morgengrauen aus, wenn ihrer Ansicht nach Bäume dem Fortschritt im Wege stehen. Wer also überzeugt ist, dass es mit der Alternative Ende oder Wende auch im Bereich unseres Verhältnisses zu den Mitgeschöpfen etwas Prophetisches auf sich habe, könnte der Ansicht sein, die Wende bahne sich zumindest an. Es gibt freilich einige Ungereimtheiten, die nachdenklich stimmen.

Was soll man denn von der Dame halten, die Unterschriften sammelt für eine Petition wider die Batteriehaltung von Legehennen und – als Tierfreundin – zuhause einen Wellensittich, einen geselligen Schwarmvogel mit einem hochentwickelten Sozialverhalten, einzeln in einem kleinen Vogelbauer hält? Was überlegt sich der Herr, der ihr eben seine Unterschrift gibt und anschliessend mit Genuss ein Kalbssteak verspeist, das ihm im Halse stecken bliebe, wenn er sich Rechenschaft darüber gäbe, was alles angeblich nötig ist, bis dieses Stück Fleisch auf seinem Teller liegt?

Neben diesen Ungereimtheiten in unserer Haltung Tieren gegenüber mahnt die emotionale Heftigkeit vieler Zeitgenossen, die sich für Tiere, oft genug unbelastet von biologischen Einsichten, einsetzen, zum Nachdenken. Es lässt sich zwar eine starke Sensibilisierung für Fragen des Tierschutzes feststellen, aber wir können darob nicht nur froh werden, weil zu oft ein Engagement, das nicht auf Verstehen der biologisch erfassbaren Bedürfnisse der Tiere beruht, an der Sache vorbeigeht. Die Heftigkeit und Unsachlichkeit, mit der es sich äussert, legen den Schluss nahe, das Engagement habe seine Wurzeln nicht so sehr in der Bedrohung des Tieres, sondern noch mehr in der Bedrohung des Menschen selbst. Das Engagement für das Tier hätte dann eine Art Stellvertreterfunktion für Menschen, die nicht in der Lage sind, ihre eigenen Bedürfnisse zu formulieren und offen zu vertreten, für Menschen, die nicht mehr an die Verbesserung ihrer eigenen Umwelt glauben mögen.

Wenn hier einem wachsenden Anteil des Protestes gegen unwürdige Tierhaltung und gegen Umweltschädigung und -zerstörung Motive unterstellt werden, die sich auf unbewussten Wegen aus anderen Quellen speisen,

dann soll damit dieses Engagement nicht abgewertet werden. Im Gegenteil, es besteht umso mehr Anlass, es ernst zu nehmen, da es einer doppelten Notlage entspringt. Mir scheint es deshalb angezeigt, diesen Gedankensatz über die Beziehung von Mensch und Tier noch etwas weiter zu führen.

Wir sind gewohnt, das aktive Zufügen von Schaden oder Schmerz, falls es sich beim Opfer um ein Tier handelt, als Tierquälerei zu verbieten. Dabei ist in erster Linie an körperlichen Schaden und Schmerz gedacht. In den letzten Jahrzehnten hat die Verhaltensforschung unser Bild vom Tier stark erweitert. Es liegt in der Konsequenz dieser differenzierteren Kenntnis der Tiere als Lebewesen, die handeln, die sich verhalten, dass wir auch darin das Zufügen eines Schadens oder Schmerzes sehen, wenn das Tier in seinen Verhaltensweisen stärker eingeschränkt wird als seiner Anpassungsfähigkeit zugemutet werden kann. In dieser Formulierung liegt viel Ermessensspielraum. Das kann und soll nicht anders sein. Jede Zeit, jede Gesellschaft, jeder Mensch wird in ernsthaftem Bemühen die Zumutbarkeit solcher Einschränkungen neu überdenken müssen. Als Rahmen kann dabei angenommen werden, dass keine «heiligen Kühe» geschaffen werden sollen, dass wir aber auch nicht in die Lage kommen wollen, uns für unseren Umgang mit der Kreatur schämen zu müssen.

Mit dieser Zielsetzung könnte eine sachliche Auseinandersetzung um einen Konsens über ein anständiges Verhältnis zu den lebenden Mitbewohnern dieser Erde geführt werden. Immer öfter hört man in dieser Auseinandersetzung aber schrille Töne. Es wird mit vielen Emotionen und viel Aggressivität grundsätzlich in Frage gestellt, z. B. ob der Mensch überhaupt in irgendeiner Form über das Tier verfügen dürfe. Oder man wendet sich in der



gleichen unsachlichen Weise gegen ganz bestimmte bestehende oder eingebildete Missstände in unserem Handeln an Tieren. Oft genug wird das eigene Verhalten Tieren gegenüber nicht mit der gleichen Elle gemessen wie das der anderen. Wie ist es anders denn

als Widerspruch zu verstehen, wenn eine Dame mit ihrem Hund an einer Promenade spaziert, die von «Spuren» zahlreicher anderer Hunde nur so wimmelt, und die energisch und laut eine verdatterte Greisin anfährt, Taubenfüttern sei ja nun wirklich das letzte,

was man tun dürfe, diese widerlichen Tiere kleckern ja die ganze Stadt voll mit ihrem Mist? Wenn Tierkot auf zu engem Raum zum öffentlichen Ärgernis wird, dann ist es verständlich, dass zwischen Hundebesitzern und Taubenfreunden ein Streit ausbricht, welche der beiden Tierarten unter den Umständen noch darf und welche nicht.

Wieso lassen sich so viele Leute ohne langes Zögern von der Grässlichkeit der Käfighaltung von Legehennen in dunklen Räumen

überzeugen, während sie unbesehen glauben, die intensive Bodenhaltung, wenn möglich noch im Dauertag, sei eine gute Alternative dazu?

Ich meine, dass viele Menschen, die sich auf zu engem Raum in anonymen Massenwohnungen in ihren Verhaltensmöglichkeiten eingeschränkt fühlen, unbewusst Mitleid mit einer gekäfigten Henne empfinden, weil sie sich vor verwandte Probleme gestellt sehen. Im Abstimmungskampf um eine Volksinitia-



tive hat sich der Direktor des Schlachthofes einer grösseren Schweizerstadt vehement für ein Jagdverbot eingesetzt. Er lehnt damit ein Verfügungsrecht der Menschen über das Wild ab und dies im krassen Gegensatz zum Inhalt seiner beruflichen Tätigkeit.

Die Initiative für ein Jagdverbot in der Waadt ist abgelehnt worden. Sie hat aber deutlich gemacht, dass eine ernstzunehmende Minderheit zum Töten von Tieren ein verkrampftes Verhältnis hat.

Wir züchten in Massen Tiere, um sie zu essen. Dazu werden diese Tiere in Massen am Fließband getötet, und sicher nicht immer nach den geltenden tierschutzgerechten Vorschriften. Prüfen wir uns selbst: Wer würde gerne z.B. eine Geflügelschlächterei besuchen oder gar dort arbeiten? Wir verdrängen diese Zusammenhänge erfolgreich. Kaum einer verzichtet deshalb darauf, Fleisch zu essen, selbst von den Verfechtern eines Jagdverbotes sind wohl nur wenige Vegetarier. Da wir Haustiere essen, scheint der Jäger, der zivilisationsgeschichtliche Vorgänger des Metzgers, überflüssig zu sein. Ihm wird reine Mordlust unterstellt. Aus welchen Gründen einer dieser Tätigkeit nachgeht, bleibe dahingestellt; sicher ist, dass der Jäger in der Natur die wichtige ökologische Rolle der Raubtiere übernommen hat, die wir schon vor langem ausgerottet haben, die Rolle von Bär, Wolf und Luchs. Die hier anvisierte Argumentation gegen die Jagd zeigt also nicht nur sachfremde Emotionen auf, sie offenbart auch ein Fehlen von Einsicht in ökologische Zusammenhänge.

Es läge nun nahe, diese Art von tierschützendem Engagement als Hysterie abzutun, dies umso mehr, weil diese Anhängerschaft den echten Anliegen des Tier- und Umweltschutzes auf die Dauer einen Bärendienst leistet. Es scheint mir aber dringend nötig zu sein,

dass wir dieser Versuchung widerstehen. Oft genug ist ja das vordergründige Ziel des Protestes, die Not von Tieren, in einer wenig tiergemässen Umwelt sehr real. Ebenso real ist aber auch die Not der protestierenden Menschen in einer wenig menschengerechten Umwelt. Wir müssen also, so unbequem dies ist, darauf verzichten, uns auf dem ansteigenden Weg zu mehr Tierversständnis zu wähen. Die Situation weist klar in eine andere Richtung. Einer zunehmenden Sentimentalität gegenüber Tieren steht eine zunehmende Härte in den menschlichen Beziehungen gegenüber. Wenn auf der einen Seite argumentiert wird, Legehennen seien durch rigorose Züchtung keine ursprünglichen Hühner mehr, so steht auf der anderen Seite die ethische Frage, ob es angeht, ein Lebewesen zu einem eierlegenden Krüppelorganismus zu verändern, und es steht die Angst dahinter, wann es durch Genmanipulation möglich sein wird, auch den Menschen in irgendeiner Weise zu deformieren.

Wie politisch relevant die Kumulation dieser Reaktionen auf Notsituationen werden kann, zeigt die Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland um die mögliche gemeinsame Parteigründung von radikalen Umweltschützern und Leuten, denen es um die radikale Verbesserung der gesellschaftlichen Umwelt des Menschen geht.

Es ist hier nicht der Ort, Lösungen vorzuschlagen. Probleme, wie das der Stadtverschmutzung durch Hunde und der Hundespaziervote z.B., müssen in sachlichen Auseinandersetzungen der betroffenen Bevölkerungsgruppen gelöst werden. Hier sei lediglich der Versuch unternommen, Zusammenhänge aufzuzeigen, von denen eine Lösungsfindung auszugehen hätte.

Jede Tierart ist durch Veränderungen der Erbinformationen und Bewährung in der je-

weiligen Umwelt entstanden. Sie ist dadurch ein Produkt dieser Umwelt und losgelöst von dieser nicht denkbar. Ein Fuchs ist «schlau». Das heisst, er ist den Anforderungen seines Lebensraumes glänzend gewachsen und kann sich natürlichen Veränderungen anpassen. Versetzen wir ihn auf den Barfüsserplatz, so benimmt er sich so «dumm» wie das Huhn auf der Landstrasse. Die erbliche Anpassung an die Umwelt geschieht langsam, und ihr Tempo wird durch den Rhythmus der erd- und lebensgeschichtlichen Veränderungen auf diesem Planeten bestimmt. Trotzdem bleiben immer wieder Tierarten auf der Strecke, man denke an die Saurier und die Ammoniten am Ende des Erdmittelalters. Neben dieser langsamen Anpassung an Veränderungen in der Umwelt, durch Veränderung der Erbinformationen, gibt es eine rasche und sehr effiziente Anpassung durch Lernen und die Weitergabe von Erlerntem in der Tradition. Diese Fähigkeit finden wir bei Vögeln, Säugetieren und in unerhörtem Ausmass beim Menschen. Die Fähigkeit zu lernen und der Umfang, in dem dies möglich ist, sind wiederum durch Grenzen der Erbanlagen und der Umwelt bestimmt. Keine Tierart kann über ihren biologischen Schatten springen, und der Mensch kann nicht über seinen biologischen und historischen Schatten springen und sich beliebig rasch auf andere Verhältnisse einstellen. Beim Menschen ist der Spielraum für Lernen und Tradieren sehr weit gesteckt. Dank der Verbindung dieser Fähigkeiten mit einem weitentwickelten Werkzeuggebrauch in der erst handwerklichen, dann industriellen Technik ist der Mensch in der Lage, für sich (und natürlich auch für viele Tiere) künstli-

che Umwelten zu schaffen, diese in immer rascherem Tempo zu verändern und darüber hinaus die natürliche Umwelt massiv und nachhaltig zu zerstören. Dies umso mehr, als das Motiv für die Veränderungen nicht mehr wie ursprünglich die Sicherung unseres Lebens vor Hunger, Krankheit und Katastrophen ist, sondern längst auf eigengesetzliche ökonomische Mechanismen übergegangen ist, die nur scheinbar noch vom freien Willen kontrolliert werden. Als Folge davon stehen alle Betroffenen unter dem ständigen Druck, sich rasch neuen Verhältnissen anzupassen. Der Mensch ist dieser Herausforderung weit besser gewachsen als die Tiere. Freilich ist in der Regel jede seiner Anpassungsleistungen wieder verbunden mit neuen Umweltveränderungen, besonders dann, wenn einzelne Probleme ohne Blick aufs Ganze gelöst werden. Auf diese Weise hat in den letzten Jahrzehnten die Veränderung ein Tempo angenommen, das auch uns Menschen psychisch und physisch mehr und mehr zu schaffen macht. Es kann uns nicht mehr wundern, dass viele Tierarten schon ausgestorben und noch mehr in ihrem Fortbestand bedroht sind. Es scheint mir deshalb an der Zeit, dass wir Tempo und Inhalt des menschlichen Wirkens und Veränderens den Dimensionen und Möglichkeiten des Lebendigen wieder anpassen. Die Frage nach mehr Lebensqualität für Menschen und Tiere ist unteilbar. Darin besteht eine Herausforderung, der sich alle Bürger und Parteien stellen sollten. Die Humanwissenschaften und die Biologie liefern uns dazu eine ermutigende Anzahl an Einsichten. Benutzen wir sie, um eine Umwelt zu schaffen, die menschengerecht ist und tiergerecht zugleich.